HELMUTH PLESSNER

Der Mensch als Lebewesen

Adolf Portmann zum 70. Geburtstag

1. Die Formulierung des Themas ist mißverständlich. Meine Analyse wird sich nicht mit anatomischen, physiologischen oder paläontologischen Tatsachen befassen, jenen Tatsachen also, welche das menschliche Phänomen der physischen Welt einordnen. Vielmehr will ich die Merkmale im Zusammenhang darzustellen versuchen, die ihm die Möglichkeit geben, sich von ihr zu unterscheiden und gegen sie als ein geistiges Wesen zu behaupten. Wenn ich gleichwohl versuche, diese Sonderstellung biologisch zu begreifen, die Monopole der menschlichen Natur als naturbedingte Un-Natur darzustellen, bekenne ich mich weder zu irgendeiner Art von Biologismus noch bekämpfe ich irgendeinen Spiritualismus. Beide Deutungen suche ich zu vermeiden, um die seltsame Mehrdimensionalität des menschlichen Phänomens einheitlich zu sehen, ohne sie zugunsten monistischer oder dualistischer Alternativen zu vereinheitlichen. Ich suche keine Reduktion, sei es auf die Ebene des Verhaltens, sei es auf die der Existenz, sondern den weitesten Rahmen für die Exposition menschlicher Möglichkeiten. Als Rahmen verstehe ich den Zusatz: als Lebewesen.

2. Zunächst ist der Mensch ein sprechendes Wesen. Sprache geht nicht nur auf Mitteilung aus, die kennen wir auch bei Bienen und Ameisen, bei Delphinen und wahrscheinlich bei allen gesellig lebenden Tieren, deren Zeichengebung und Verständnisart uns großenteils noch unbekannt sind. Wie Erregung und Ausdruck, Miterregung des Partners durch den Ausdruck und Zeichengebung miteinander verbunden sind, wie die eine Komponente die andere bedingt, das ist vermutlich großer Variabilität unterworfen und darf nicht anthropomorph, d. h. nach der sonderbaren Struktur sprachlicher Mitteilung gedeutet werden.

3. Sprechen ist in erster Linie Sagen, d. h. etwas sagen. Warum sprechen die Tiere nicht? Humboldt gibt die Antwort: weil sie nichts zu sagen haben. Was schon Aristoteles wußte, der den Menschen als *Zoon Logon echon* definierte. Logos wurde traditioneller Weise mit Vernunft übersetzt, lateinisch mit Ratio, doch läßt das Wort deutlich seine Verbindung mit *legein* (sagen, sprechen) durchscheinen. Und im Holländischen ist die Verbindung auch ausdrücklich festgehalten. Hier heißt Vernunft »Rede«.

4. Selbstverständlich ist in der Fähigkeit des Sagens das Vermögen zur *Abstraktion* mit eingeschlossen, das sich in der Bildung von Begriffen manifestiert. Einer gewissen Abstraktion sind Tiere fähig, d. h. sie können sich vom einzelnen Eindruck lösen und Gestalten, Figuren, Rhythmen erfassen.

Merkur 21 (231), 1967 - volltext.merkur-zeitschrift.de © Klett-Cotta Verlag, Rotebühlstr. 77, 70178 Stuttgart

Die alte Vorstellung, daß das Tier gewissermaßen einem Chaos von Impressionen ausgeliefert sei, hat im Fortgang der Verhaltensforschung allen Boden verloren. Gerade weil ihnen begriffliche Abstraktion, die sich an Wortbildung anlehnt, versagt ist, brauchen sie eine, gegenüber der menschlichen Orientierungsart in der Umwelt kraft sprachlicher Artikulationen andersartige Orientierungsart, die der unseren an Reaktionsgeschwindigkeit, Witterungsfeinheit, Komplexerfassung oft überlegen ist, ja überlegen sein muß.

5. Sprechen artikuliert sich in Worten und deren Reihung. Worte sind also als Klötzchen anzusehen, die einen Bedeutungskern haben, der zwar nicht starr fixiert ist und sich der Reihung anschmiegt, aber bei aller Elastizität und Dehnbarkeit doch eine gewisse Starrheit bewahrt. Worte besagen eben etwas, d. h. sie meinen eine isolierbare Größe, die sinnlich oder nicht sinnlich verifizierbar sein kann. Sprache hat also eine körnige Struktur. Das einzelne Korn, das Wort, zielt auf etwas, das es besagt. An ihm wird faßbar, was wir Objektivierung, Vergegenständlichung, Versachlichung nennen. Dank der Verbalisierung gewinnt der Zugriff auf die gemeinte Sache an Stabilität und Manipulierbarkeit, welche Bildung von syntaktischen Strukturen in Form von Reihung erlaubt. Der Sprechende erreicht damit eine unvergleichliche Unabhängigkeit nicht nur von der jeweiligen Situation, in der er sich gerade befindet, sondern eine Unabhängigkeit von jeder Art Situationsbindung, der er als Körper gleichwohl ausgeliefert ist.

6. Auch Tiere kennen in ihrer Umwelt die Charaktere der Stabilität und Instabilität, vertrauen sich den Medien ihrer »natürlichen« Umgebung »richtig« an und lernen im unvertrauten Milieu sich dessen Dingen entsprechend zu benehmen. Diese Art praktisch-umgänglicher Sach-Adäquatheit können sie beherrschen und müssen das auch. Der Panther setzt mit einer gewissen Schätzung des Abstands, der ihn von seiner Beute trennt, zum Sprung an. Vögel finden ihr Nest. Bienen merken sich die Stelle, an der ihr mittlerweile vielleicht nur geringfügig verschobener Stock stand. Das alles hat aber mit Vergegenständlichung der Umweltdinge nichts zu tun. Sie ist einem adäquaten Benehmen zwar äquivalent – wo kämen sonst die Tiere hin? – aber nicht gleich. Versachlichen kann nur ein sprachmäßiges Lebewesen.

7. Nur im Vorbeigehen sei erwähnt, daß die Verbalisierung, so hilfreich sie auch der Vergegenständlichung und damit der Emanzipation des Menschen in all seiner Situationsgebundenheit ist, den Ausdruck des Menschen, d. h. seine unmittelbaren Äußerungen ebenso wie sein durch eben die sprachliche Distanzierung ermöglichtes Denken zwiespältig beeinflußt. Die körnige Struktur der Verbalisierung, d. h. ihre Angewiesenheit auf Worte, deren

Merkur 21 (231), 1967 - volltext.merkur-zeitschrift.de © Klett-Cotta Verlag, Rotebühlstr. 77, 70178 Stuttgart

Dehnbarkeit als Träger von Bedeutungen nun einmal ihre Grenze hat, hemmt die strömende Erregung nicht weniger als den Fluß der Gedanken, Gefühle und Anschauungen, die sich, wie wir richtig sagen, nicht in Worte fassen lassen, obwohl sie dem Medium der Verbalisierung verdankt werden. Erregt sind auch Tiere in Angst, Feindschaft, Schrecken, Freude, Sympathie, Gier. Aber Gefühlstiefe, z. B. in Liebe und Haß, bildet sich nur da, wo Erregungen am Kontrastmittel der Sprache zur Abhebung kommen. Nichts gegen die Genialität dieses Instruments, aber es bleibt ein solches, das nach Handhabung verlangt und auch den größten Meister in dieser Kunst in eine Zwangsjacke schnürt, ihm Fallen stellt, Grenzen setzt, über die er allenfalls verstummend hinüberwinkt. Das Sagbare wirft den Schatten des Unsagbaren. *Jede Sprache ist ein Gitter,* durch dessen Stäbe wir als Gefangene in ein illusionäres Draußen schauen. Jede Übersetzung ist ein Verrat am Original. Traduttore traditore.

8. Die Verhaltensforschung hat sich die größte Mühe gegeben, wenigstens bei den Anthropoiden eine Art Sprache nachzuweisen, ist aber nie über die Fixierung eines spezifischen Lautinventares hinausgekommen. Mehrere Forscher[1] haben den experimentellen Weg eingeschlagen, nämlich Schimpansenbaby und Menschenbaby im gleichen Milieu aufgezogen, um die Grenze der Beeinflußbarkeit durch die menschliche Entwicklung zu ermitteln. Dabei stellte sich heraus, daß das Menschenbaby schon sehr früh mit Lauten, die es selber produziert, spielt, während das Schimpansenbaby niemals babbelt und auch nie zur eigentlichen Wortbildung kommt, die beim Menschen mit eineinhalb Jahren anfängt. Auf einfache Worte als Signale reagiert das Schimpansenkind, zumal in dem ihm vertrauten, auch akustisch vertraut gewordenen Milieu. Aber es kommt über dieses Stadium nicht hinaus. Die Echolalie, d. h. die Resonanzfähigkeit, den gehörten Laut zu imitieren und mit Lauten zu spielen, fehlt ihm – jener innerakustische Kreislauf zwischen gehörtem und produziertem Laut, in welchem schon Herder ein Ursprungsmoment der Sprache vermutete. Bei manchen Vogelarten (Papageien, Spottvögeln z. B.) ist diese Echolalie übrigens bekannt. Es wäre völlig verkehrt, in der Entdeckung der motorischen Valenz des gehörten Lautes den Schlüssel zum Ursprungsproblem der Sprache zu sehen. Aber das früh einsetzende Gebabbel beim Menschenkind und das Fehlen des gleichen Lautspielens beim Schimpansenbaby sind doch bedeutsame Differenzen im Hinblick darauf. Die Sprachwissenschaft jedenfalls hat das Ursprungsproblem längst ad acta gelegt. Der Ursprung der Verbalisierung bleibt dunkel; denn sie ist gleichbedeutend mit Symbolisierung,

1. Vgl. die Untersuchungen des Ehepaares Hayes »The Cultural Capacity of Chimpanzees« (Hum. Biol. 26, 1954) sowie F. J. J. Buytendijk »Mensch und Tier«, 1958.

Merkur 21 (231), 1967 - volltext.merkur-zeitschrift.de © Klett-Cotta Verlag, Rotebühlstr. 77, 70178 Stuttgart

die überall da begegnet, wo etwas für etwas anderes genommen werden kann, das es selbst nicht ist, sondern bedeutet. Warnzeichen, Lockrufe u. ä. zeigen zwar etwas an, drohende Gefahr oder Kopulationsbereitschaft des Partners, aber sie »bedeuten« sie nicht. Sagen heißt, auf etwas deuten, nicht bloß zeigen oder anzeigen. Realisieren läßt es sich immer nur auf eine besondere Weise, d. h. in Worten und Wortgefügen, die uns an eine Syntax und einen kategorialen Sprachraum fesseln. Aber diese Fessel ist zugleich die Art, in welcher der Mensch frei wird.

9. Zunächst, so fingen wir an, ist der Mensch ein sprechendes Wesen. Dank dieser Fähigkeit kann er sich sehr viele körperliche Leistungen ersparen. Sprache virtualisiert und ersetzt in kaum übersehbarer Hinsicht die körperliche Aktion. Insofern kann man mit Recht von einem Prinzip der Organausschaltung[2] sprechen, die natürlich an der spezifisch gesteigerten Cerebralisierung des Menschen hängt. Zugleich aber bleibt er an körperliche Aktion tausendfältig gebunden, zu der nur – und hierfür ist die Freilegung des Auge-Hand-Feldes durch den aufrechten Gang entscheidend – eine unbegrenzte Manipulierfähigkeit tritt, weil er seinen Körper als Instrument versteht und ihm damit eine völlig einzigartige motorische Modulationsfähigkeit entlockt. Auch damit durchbricht der Mensch die einem Tier gesetzten Schranken, das in manchen, eben seiner Art spezifischen Bewegungsmöglichkeiten ihm überlegen sein kann. Natürlich ist bei jedem selbstbewegten Organismus ein instrumentales Verhältnis zu seinem Körper vorausgesetzt. Beim Menschen aber wird dieses Verhältnis selbst noch einmal zu einem Mittel, weshalb er sich denn auch als ein Ganzes »von außen« erfaßt. Wie er seine Sprache als Mittel gebraucht und durchschaut – durch ihr Gitter schaut –, so manipuliert er seinen Körper und versteht sich zugleich auf ihn.

10. Vielleicht hat der Leser sich schon gewundert, daß bisher das Wort Bewußtsein noch nicht gefallen ist und daß von den sprachlichen und motorischen Fähigkeiten des Menschen ohne Berücksichtigung seines Selbstbewußtseins die Rede war. In der Tat kann der Mensch zu sich »Ich« sagen – nach Kant als einziges unter irdischen Wesen –; aber welchen Effekt diese Möglichkeit einer Binnenpunktualität für ihn als Lebewesen hat, wird mit den Begriffen Bewußtsein-Selbstbewußtsein eher verdeckt als sichtbar gemacht. Seine Ichhaftigkeit entdeckt das Kind verhältnismäßig spät, es nennt sich bei seinem Namen und hebt sich erst allmählich von seiner menschlichen und dinglichen Umgebung ab, vermag auch nur langsam zwischen Personen und Leblosem zu unterscheiden, so daß man überhaupt den Eindruck gewinnt, als verberge sich die Ich-Perspektive gerade dem

2. *Paul Alsberg*, Das Menschheitsrätsel, 1920.

Merkur 21 (231), 1967 - volltext.merkur-zeitschrift.de © Klett-Cotta Verlag, Rotebühlstr. 77, 70178 Stuttgart

kleinen Egoisten, der wie selbstverständlich seine Umwelt um sich zentriert erlebt. Ichperspektive und Egozentriertheit haben also, jedenfalls in diesem Stadium, nichts miteinander zu tun. Eher könnte man sagen, daß *die Entdeckung der Ichhaftigkeit die Egozentrik um ihre Unschuld bringt.* Die Kompaktheit des Alles-auf-Sich-Beziehens wird im eigentlichen Sinn des Wortes durchlöchert. »Ich« ist eine Öffnung nach »innen«.

11. Zweifellos eine imaginäre Öffnung zu einem ortlosen Binnenaspekt, der uns jedoch das Wort »hier« in unübersehbarer Strenge verstehen läßt. Wo »ich« bin, kann nichts Anderes sein. »Ich« bin im Punkt Null, von dem her alles, auch mein Körper, näher oder ferner »dort« ist. Kraft dieser Hier-Erfüllung erlebe ich meinen Körper als Umkleidung oder mich in ihm als einem Futteral. Dadurch gewinne ich zu ihm eine Distanz, die dem Tier erspart ist. Die Ungebrochenheit der tierischen Reaktionen – ich erinnere hier an den von Kleist im Marionettentheater geschilderten Kampf des Bären mit dem Fechter – beruht auf dem Einssein des Tieres mit seinem Leib. Es ist sein Leib und »hat« ihn nur angesichts besonderer motorischer Anforderungen, etwa im Bespringen der Beute oder im Überwinden ungewohnter Schwierigkeiten. Darauf beruht seine im Bann eben seiner jeweiligen Art begrenzte Motorik. Die Instrumentalität seiner Bewegungsmöglichkeit geht ihm auch dann nicht auf, wenn es von ihr Gebrauch macht. Anders der Mensch. Dank seiner Futteralsituation, des Im-eigenen-Körper-Steckens, ist er ihm das unmittelbar verfügbare Mittel, das Instrument, auf dem er spielt.

12. Mit der Entwicklung der Ichhaftigkeit ist weiterhin die *Rückbezüglichkeit* gegeben, die man im Hinblick auf das Miteinanderleben der Menschen als »Reziprozität der Perspektiven« (Theodor Litt) bezeichnet hat. Jedes Ich hat einen Anderen zur Seite oder sich gegenüber. Der primitive Egozentrismus wird auch von dorther durchlöchert. Im Anderen erfaßt der Mensch den Anderen als er selbst, »weil« er der Andere auch ist. Das bedeutet keine Identifikation mit ihm, obwohl sie ihm dadurch ermöglicht wird, sondern eine einfache, in der Ichhaftigkeit wurzelnde Eigenart des Mitseins. Miteinander in diesem durch Reziprozität der Perspektiven gewährten Sinn können nur Menschen sein. Tierische Gemeinschaften, Kumpaneien und Bindungen einzelner Individuen sind vermutlich darum so anders in Festigkeit und Flüchtigkeit (abgesehen von ihrer Triebbedingtheit und jeweiligen Abhängigkeit von sonstigen hormonalen Faktoren), weil ihnen das vermittelt-distanzierende Element der Rückbezüglichkeit fehlt. Diese erst ermöglicht Beziehung zu sich selbst. Fehlt sie, wie bei den Tieren, gibt es keine Identifikation mit dem eigenen Spiegelbild. Spiegelversuche mit Fischen, Hunden, aber auch Schimpansen zeigen deutlich entweder Gleich-

Merkur 21 (231), 1967 - volltext.merkur-zeitschrift.de © Klett-Cotta Verlag, Rotebühlstr. 77, 70178 Stuttgart

gültigkeit gegenüber dem Spiegelbild oder spezifische Reaktionen auf den artgleichen Partner. Berichte des Ehepaars Hayes, daß sich das in der Familie aufgezogene Schimpansenkind vor dem Spiegel mit einer Zange einen Zahn zu ziehen versucht habe, sprächen für Erkenntnis des eigenen Bildes. Bestätigt sind sie bisher nicht. Natürlich wird das Tier eine entsprechende Situation gesehen und versucht haben, sie nachzuahmen. Ob ihm aber dabei das eigene Bild und nicht nur die Spiegelfläche als Zubehör zum ganzen Situationskomplex leitend war, das läßt sich dieser Zufallsbeobachtung nicht entnehmen. Übrigens kennen wir auch beim Menschen in Fällen der Depersonalisation einen Abbau der Fähigkeit, sich im Spiegel zu erkennen. Dabei muß der Spiegel nicht immer als Wand wirken wie etwa bei Affen, die dahinter gucken.

13. Rückbezüglichkeit und Interiorität, d. h. In-seinem-Leib-Sein, wurzeln in der Ichhaftigkeit des Lebewesens Mensch. Dadurch hat er ein doppeltes Verhältnis zu seiner physischen Existenz: er ist sie und er hat sie. Einmal durchlebt er sie – was man wohl von allen Tieren annehmen muß. Das hat mit dem »Wie mir oder ihnen zumute ist« allerdings nichts zu tun. Der eigene Leib wird durchlebt, lustvoll, schmerzhaft, satt, behaglich. Aber diese medialen Modi kippen jedenfalls beim Menschen in die spezifischen Modi des Körper-Habens bzw. von ihm Gehabt-Seins um. Auch dieses Umkippen, das eine Vorbedingung für jede Art Beherrschung des eigenen Körpers ist, wird Tieren vertraut sein. Nur löst es sich für sie nicht aus dem jeweiligen Verband mit einem bestimmten Anlaß ab. Nur für den Menschen wird der Umschlag zum Körper-Haben disponibel, entdeckt sich ihm die darin gegebene Instrumentalität der eigenen Leiblichkeit.

14. Als Instrument präsentiert sich der Körper von außen, d. h. der jeweiligen motorischen Koordination geht ein Bewegungsbild voraus als ihr Entwurf. Dieses Sich-ein-Außen-Sein, wenn man so will, dieses Wissen, daß man eine Außenseite hat, dürfte anthropologisch bedeutsame Folgen für das Schmuck- und Kleidungsbedürfnis gehabt haben. Menschwerdung und Erkenntnis der eigenen Nacktheit gehören nun einmal zusammen. Wie der Religionsphänomenologe v. d. Leeuw sagt: Im Kleid steckt die ganze Anthropologie. Zur Rückbezüglichkeit und Interiorität gehört also als drittes Merkmal menschlicher Körperlichkeit die *Exteriorität*. Die Rolle der Instrumentalität ist für die physische Existenz des Menschen entscheidend: das heißt, er kommt ständig in die Lage, seinen Körper als Mittel einzusetzen, mit und auf ihm zu spielen. Die Freilegung des Auge-Hand-Feldes fordert gewissermaßen dazu auf. Es ist das Operationsfeld par excellence. Wir agieren zur Hauptsache mit den Händen unter der »umsichtigen« Kontrolle der Augen. Die urtümlichen Werkzeuge sind Mittel zur Hand, Instrumente

Merkur 21 (231), 1967 - volltext.merkur-zeitschrift.de © Klett-Cotta Verlag, Rotebühlstr. 77, 70178 Stuttgart

zum Werfen, Klopfen, Schaben gewesen, die Einbeziehung der Füße zu instrumentalen Zwecken (etwa Tretmühle) scheint jedenfalls nicht als vordringlich empfunden worden zu sein. Man braucht sie eben zum Stehen.

15. Ein auf Instrumentalität angelegtes Wesen, das sich, d. h. seinen Körper als Umhüllung und Werkzeug erfährt, muß auf Ergänzung, Korrektur dieser Situation bedacht sein, auf Ergänzung einer ihm angewachsenen Unvollständigkeit, die ein ungewollter Ausdruck eben seiner seltsamen Futteralsituation gegenüber dem eigenen Leib nun einmal ist. Deshalb schafft sich der Mensch künstliche Mittel, man darf ruhig sagen Prothesen, Ergänzungen zu Hand, Armen und Beinen, aber auch selbständige Ersatzgebilde, die ihre Verwandtschaft mit dem Körperbau nicht mehr ahnen lassen. Durch die Fähigkeit zur Vergegenständlichung entdeckt der Prothesen-Proteus die schlummernden Möglichkeiten, die im Rollen eines Steines, in der Biegung eines zu seiner Ausgangslage zurückstrebenden Rohres, der Tragfähigkeit des Wassers und tausend anderen Gelegenheiten ihm in den Griff kommen.

16. Ein derart exponiertes Naturwesen braucht, eben weil es darauf angelegt ist zu probieren, eine Vorbereitungszeit von frühester Jugend auf. Adolf Portmann hat das große Verdienst, den Charakter dieser Vorbereitungszeit biologisch zum ersten Mal deutlich bestimmt zu haben. Trotz sehr langer Tragzeit kommt der Mensch ein Jahr zu früh auf die Welt, zwar lebensfähig, aber, was seine Fähigkeiten aufrecht zu gehen und zu sprechen betrifft, noch unfertig. Er macht also nach der Geburt extrauterin ein Stück Entwicklung in direktem Kontakt mit der Außenwelt durch. Während dieses »extrauterinen Frühjahres« lernt er die instrumentale Situation beherrschen, zu der ihn die Natur berufen hat: aufrecht gehen und sprechen. Beide Funktionen entfalten sich nur im Außenkontakt mit Sinneseindrücken, die der Mutterleib nicht bietet: Licht, Schall, räumliche Formen, Fremdwiderstände, unerwartete Kollisionen.

17. Der menschliche Organismus soll ein Selbst werden, was sehr spirituell klingt und sofort zu tiefsinnigen Spekulationen verlockt (übrigens ganz zu Recht), hier aber nur besagt, daß er in seine eigene Instrumentalität hineinwachsen soll. Die Tatsache der natürlichen Frühgeburt ist ein Kunstgriff der Natur, ein solches der Tierheit entwachsenes Lebewesen zur Welt zu bringen und ihm die dünne Chance von Lebens- und Überlebensfähigkeit zu verschaffen. Wir kennen bei den höheren Vertebraten auch lange Tragzeiten, auch wohl, daß Junge nach der Geburt nicht gleich alles können, was von ihnen verlangt wird, wie z. B. Vögel das Fliegen erst lernen müssen. Aber der extrauterine Nachreifungsprozeß des Zentralnervensystemes, die Ausbildung des Laufens auf zwei Beinen und des Sprechens weisen doch auf

Merkur 21 (231), 1967 - volltext.merkur-zeitschrift.de © Klett-Cotta Verlag, Rotebühlstr. 77, 70178 Stuttgart

eine Ausnahmestellung des Menschen hin. Die Leistungen, die er kraft der körperlichen Aufrichtung, die bei den Anthropoiden nur temporal vorkommt, und kraft der Sprache vollbringt, heben ihn eben auf ein den Tieren nicht mehr zugängliches Niveau. Freilich bleibt er auf diesem höheren Niveau gleichwohl ein Invalide, mit Herder zu sprechen: der Invalide seiner höheren Kräfte. Das ihm verliehene Können schließt seine Fähigkeit ein, überall an Grenzen zu geraten, die in vieler Hinsicht zwar verschiebbar, aber nicht völlig zu beseitigen sind. Der Mensch weiß sich als sterblich, er erfaßt an Sprache und Gedanken, an Pflicht und Neigung, an jeder Beziehung zum Mitmenschen sein Versagen, seine Schwäche. Derart hinter sich zurückbleiben und von sich fordern, Bemühtsein und Mühsal, ist offensichtlich das Signum dieses biologisch nicht zu verantwortenden Risikos, das der Mensch eingehen mußte, als der Schöpfer so weitsichtig oder die Natur so übermütig war, ihn zu schaffen.

18. Mit dem Durchbruch zum Ich ist jedenfalls eine Positionsform etabliert, die ihrer eigenen Mitte ansichtig sein kann und muß und darum nicht mehr in sich ruht. Sie hat ihren Schwerpunkt außer sich, weshalb ich von excentrischer Positionsform spreche. Die Monopolstellung des Menschen als animal rationale, als zoon logon echon ist darin eingeschlossen, weil Vernunft, Einsicht, Versachlichung, Wortsprache nur dank des Außersichseins dieser Art Lebewesen möglich werden.

19. Ich darf an dieser Stelle hervorheben, daß diese Analyse der biologischen Existenzform des Menschen von evolutionistischen Konstruktionen unabhängig ist – bis zu dem Grade sogar, daß ich die von keiner Seite, weder von theologischer noch von evolutionistischer, in Frage gezogene Spitzenposition (und vorläufige Endformung der organischen Welt) in Menschengestalt mit einem Fragezeichen versehe. Ich schließe mich weder den Finalisten der Schöpfung noch den materialistischen Theoretikern an. Ob der Mensch als das Wesen, das zu sich selbst kommt und eine geistige Welt schafft oder entdeckt – eine Noosphäre, um mit Eucken und Teilhard de Chardin zu sprechen – das vorgesehene, geheime Ziel des Lebens, ja, des ganzen Kosmos ist oder nur ein Fehltritt der organischen Welt, ein Dummerjungenstreich der mehr durch ausgelöste Kräfte und Mutationen in Gang gekommenen Formensteigerung der Organismen – diese Frage wage ich nicht zu entscheiden. Meine Analyse hat damit nichts zu tun. Wohl distanziere ich mich von der metaphysischen Drückebergerei, die von Existenz redet, aber vor der biologischen Verklammerung der menschlichen Existenz die Augen schließt – für gewöhnlich mit der berühmt-abgenutzten Entschuldigung aus dem mottenzerfressenen Fundus des Idealismus, das Eine habe mit dem Anderen nichts zu tun. Aber ebensosehr meide ich die bewußte Niveausenkung

Merkur 21 (231), 1967 - volltext.merkur-zeitschrift.de © Klett-Cotta Verlag, Rotebühlstr. 77, 70178 Stuttgart

des auch im deutschen Schrifttum verspätet in Mode gekommenen Behaviorismus, welcher (zu Recht erworbene) Begriffe der Verhaltensforschung auf die menschliche Daseinsweise anwendet, um sich ein spezialwissenschaftliches, exakt biologisches Air zu geben und so zu tun, als habe man es damit fertig gebracht, den »Fall Mensch« seiner philosophischen Schwierigkeiten zu entkleiden.

20. Die Verarbeitung der Abstammungsgeschichte des Menschen verführt natürlich dazu, in seiner Sprache, seiner Gestik, seinen Gebärden, seinen schöpferischen Äußerungen prähistorische Züge wiederzuerkennen. Da an seiner Phylogenese nicht mehr zu zweifeln ist, liegt es nahe, nicht nur seinen Körper als Zeugnis seiner Vergangenheit aufzufassen, sondern die gleiche Methode auch auf seine geistigen Eigenarten anzuwenden. Daß dabei äußere Ähnlichkeiten im Verhalten zumal der Anthropoiden, deren Körperbau und Mimik den menschlichen sehr nahe stehen, leicht als Vorformen, um nicht zu sagen Urformen menschlicher Äußerungen mißdeutet werden, versteht sich am Rande. So konnte man kürzlich lesen, unser Lachen und Lächeln sei »im Grunde« nur ein »ritualisierter Biß«. Vielleicht finden sich Demuts- und Angstgebärden bei Lemuren, Makaken und Pavianen, die wie Lächeln aussehen. Vielleicht finden sich entsprechende Demutsgebärden in der Herde gegenüber dem Ranghöheren. Vielleicht gibt es bei Schimpansen, die sich necken oder mit denen man »guck guck« spielt, Lachen aus vollem Hals. Aber reicht das mimische Bild des grinsenden Gebißentblößens dazu aus, unser Lächeln und Lachen damit nicht nur zu vergleichen, sondern zu identifizieren? Hamsun wäre einverstanden, für den Lachen ein Relikt aus der äffischen Vorzeit ist. Thomas Mann würde wohl auch nicht widersprechen, der seinen Bauschan lachen sieht, wenn er (als Ausdruck des Behagens) die Lefzen hochzieht. Aber so simpel darf die wissenschaftliche Interpretation eben nicht verfahren. Eine kritische Verhaltensforschung hütet sich vor solchen vorschnellen Vergleichen, die am liebsten alle menschlichen Möglichkeiten schon beim Tier finden möchten, wenn gewiß auch nach dem Kostüm der jeweiligen Art entsprechend vermummt.

21. Nach wie vor sind die Triebkräfte der Evolution unbekannt. Natürliche Auslese und Mutation spielen zweifellos dabei eine Rolle, aber zur Erklärung der transspezifischen Metamorphosen in der Geschichte des Lebens reichen beide Faktoren nicht aus. Wo konkurrierende Formen gegeben sind, wird der Auslesefaktor seine ausmerzende und steigernde Rolle spielen. Auf dem einmal »gefundenen« Weg der Zerebralisierung z. B. läßt sich Steigerung im Wege der Auslese denken. Die Anthropogenese aus prähominiden Formen ist heute paläontologisch fast mit Händen zu greifen.

Merkur 21 (231), 1967 - volltext.merkur-zeitschrift.de © Klett-Cotta Verlag, Rotebühlstr. 77, 70178 Stuttgart

Die treibende Dynamik dahinter ist uns gleichwohl verborgen. Und was von der verhältnismäßig kleinen Strecke vom Pithecanthropus und Sinanthropus gilt, gilt in unvergleichlich höherem Grade von der Riesenfülle der Stämme überhaupt. Die kreative Phantasie, die spielerische Gestaltenfülle spottet jeden Versuchs eintönig fortschreitender Evolution, die im Menschen kulminiert. Das untergräbt gewiß nicht die Sonderstellung des Menschen, macht aber die fromme Annahme, er sei die geheime Grundabsicht dieses ganzen organismischen Aufwandes gewesen, höchst unwahrscheinlich. Man sollte sich bei dieser Überlegung auch nicht auf Zeitstimmungen berufen. Daß Ludwig Klages und Theodor Lessing dem Selbsthaß des Menschen mit ihrer Abwertung des Geistes, der Ratio und ihrer Vergötterung der chthonisch-dionysischen Mächte Ausdruck gaben, hat sehr durchsichtige soziologische Gründe und gehört überdies in das Bild einer Nation, die mit sich selbst zerfallen ist. Der Tragizismus Spenglers zeugt von der gleichen Melancholie.

22. Nein, entscheidend für die Zweifel am einsinnigen Entwicklungssinn ist die überwältigende Vielfalt organischer Grundformen, von denen nur eine etwas zustandegebracht hat, das den ganzen Rahmen sprengt und zur Gefahr für das Leben selber wird. Entschließt man sich wie Teilhard de Chardin die Stammlinie der Chordaten als Leitlinie und Ariadnefaden der Entwicklung zu nehmen, und zwar nach dem Prinzip, daß sich hier das Nervensystem von Schicht zu Schicht weiter entwickelt und konzentriert, womit die Verinnerlichung bis zur Vergeistigung anwächst, dann freilich zeigt sich im Chaos eine Zielrichtung. So haben die Entwicklungsoptimisten von Schelling bis Ernst Haeckel auch gedacht, trotz ihrer sehr divergierenden Argumente: Der Mensch ist die Krone der Schöpfung, nach dem Bilde Gottes geschaffen. Wenn das Sechstagewerk der Genesis dem Gedanken millionjähriger Entwicklung Platz macht, muß sich darum der Zielsinn des Ganzen nicht ändern.

23. Argument steht gegen Argument. Nur muß eins klar sein: Auch wenn keine Zielrichtung in der Gestaltungsgeschichte des Lebens zu erkennen ist, ändert das nichts an der Sonderstellung des Menschen. Solange wir die Gestaltenfülle der organischen Typen nicht auf eine spezifische Dynamik zurückführen können, solange sie uns den Anblick exuberanter Phantasie bietet – denn wer wird noch in der ganzen Szenerie bloße Probierbewegungen sehen wollen, um schließlich den Menschen hervorzubringen – dürfen wir das Ereignis der Anthropogenese nicht als in der Entwicklung des Lebens schon präformiert betrachten. Daß sie eine Umwälzung ausgelöst hat, die unabsehbare Folgen hat, ist für ihren Ereignischarakter typisch. Es nimmt dem Menschen nichts von seiner Würde, wenn er sich einem Zufall

Merkur 21 (231), 1967 - volltext.merkur-zeitschrift.de © Klett-Cotta Verlag, Rotebühlstr. 77, 70178 Stuttgart

oder einer blinden Tendenz (etwa der steigender Zerebralisierung) verdankt. Warum sollte nicht auch hier die nüchterne Weisheit des Historikers am Platz sein, der die Größe der Ereignisse auch nicht an der Geringfügigkeit ihrer Gelegenheitsursachen mißt?

24. Alle Monopole des Menschen, voran das Vermögen der Wortsprache, der aufrechte Gang, die Freilegung des Auge-Hand-Feldes, das Instrumentalverhältnis zum eigenen Leib, die Selbstsicht, sind mit spezifischen, in der Sache selbst liegenden Nachteilen erkauft. Kein Tier ist von Natur, d. h. seinem Entwurf nach invalide. Das ist nur der Mensch, weil eben die Fähigkeiten, die ihm Offenheit zu den Dingen in ihren Möglichkeiten gewähren, ihm diese Offenheit zwar nicht nehmen, aber brechen. Die Gebrochenheit seiner Weltsicht wird traditionellerweise dem Körper zur Last gelegt. Diese Lehrmeinung leitet sich aus dem platonischen Dualismus ab, wonach das Ewige, der Ideenschau Fähige, im Menschen seine vorzügliche Stätte hat – eine Auffassung, die den christlichen Grunddogmen entgegenkam. Aber der Körperleib ist nicht das einzige Medium, in dem das spezifisch menschliche Können sich bricht. Es selbst ist gebrochen, weil es in allem auf Mittel angewiesen ist und den Mittelcharakter nie verleugnet. Das Sagen hat das Unsagbare, der Sinn den Unsinn zur Seite. Durch das Gitter der Wortfügung wird das Paradoxe, das Absurde, das Unvollziehbare evoziert. Nur ein derart durch eben die Mittel, die ihm sein spezifisches Können geben, gehindertes Wesen kann lachen und weinen. Es wird die Distanz in der Selbstsicht zu sich nicht los, aber durchschaut sie, wie seine Sprache und seine körperliche Instrumentalität.

25. Die Endlichkeit, das Sterbenmüssen, teilt der Mensch mit allem, was lebt. Freilich: nur er weiß darum. Die Gebrochenheit, die Invalidität seiner höheren Kräfte, kann aus diesem Wissen Kraft schöpfen wie an ihm scheitern, ist aber nicht der Endlichkeit zuzurechnen. Eher könnte man in ihr einen Antagonisten zur Sterblichkeit alles Lebens sehen, ein Aufbegehren der Natur gegen sich selbst.

Merkur 21 (231), 1967 - volltext.merkur-zeitschrift.de © Klett-Cotta Verlag, Rotebühlstr. 77, 70178 Stuttgart